

Heinrich Böll: Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral

Als Böll diese Erzählung schrieb, hatte er einen ganz spezifischen Kontext vor sich. Sie sollte am 1. Mai 1963 in einer Sendung des Norddeutschen Rundfunks im Rahmen des ‚Tags der Arbeit‘ vorgelesen werden. In diesem Zusammenhang fällt sofort der provokante Titel auf: Wozu ein Text, der die Arbeitsmoral der Zuhörer senken soll, besonders in den frühen sechziger Jahren, auf der Höhe des Wirtschaftswunders, zur Zeit der Vollbeschäftigung und der ununterbrochenen Hochkonjunktur? Spätestens mit der im zweitletzten Absatz formulierten Pointe der Erzählung bietet sich die Antwort (auf die wir später wieder zu sprechen kommen) an.

Während er andauerte, wurde der wirtschaftliche Aufschwung der fünfziger und frühen sechziger Jahre von vielen fast buchstäblich als ‚Wunder‘ erlebt; waren doch die Geister der ersten Nachkriegsjahre – Inflation, Arbeitslosigkeit, Hungersnot, Wohnungselend – innerhalb eines erstaunlich kurzen Zeitraums weitgehend verbannt worden. Einen Prozeß, der 1945 von sachkundigen Fachleuten auf 30 bis 40 Jahre taxiert worden war, hatte man nach etwa fünfzehn Jahren hinter sich gebracht. Daß es in der neuen Ära allerdings auch Verlierer gegeben hat, ist nicht verwunderlich, und die Schattenseiten dieser Entwicklung wurden anderswo treffend dokumentiert.¹ Aber hier richtet Böll das Augenmerk eher auf einen ‚Sieger‘. Denn als solchen könnte man den Touristen zweifelsohne zu bezeichnen: Gebildet, wohlhabend, dynamisch, in der Geschäftspraxis erfahren und – am Anfang – selbstbewußt. Durch die Interaktion zwischen ihm und dem Fischer hält Böll der damaligen Gesellschaft einen Spiegel vor, in dem sie sich vielleicht etwas widerwillig erkannt hat.

Der kurze, anscheinend anspruchslose, aber klug konzipierte und mit feinem Kunstsinn geschriebene Text baut im wesentlichen auf zwei strukturellen Prinzipien auf: Kontrast und Paradoxie. Der Gebrauch von Kontrastmitteln ist so intensiv, daß er sich leicht anhand einer Tabelle zeigen läßt (wörtliche Zitate in Schrägdruck):

Fischer	Tourist
Arbeiter	Urlauber
<i>ärmlich gekleidet</i>	<i>schick angezogen</i>
<i>schläfrig</i>	<i>eifrig, eifertig, flink</i>
Ruhe	<i>Nervosität</i>
verhaltene Körpersprache	<i>braucht [...] beide Hände, um seiner Rede</i>

¹ Vgl. Günter Wallraff: *Am Fließband* (1966; Auszug in: *Vom Nullpunkt zur Wende*, S. 118-120; Franz Josef Degenhardt: *Tonio Schiavo* (1966; in: ebd., S. 121f.)

<i>nickt, schüttelt mit dem Kopf</i>	<i>Nachdruck zu verleihen</i>
schweigsam	redselig
<i>klopft [ihm] beruhigend auf die Schultern</i>	<i>unglücklicher/besorgter Gesichtsausdruck</i>
<i>leise</i>	<i>Erregung</i>
<i>ein Ausdruck unangebrachter, doch rührender Kummernis</i>	<i>kopfschüttelnd</i> (versteht die Haltung des Fischers nicht)

Dabei fällt sofort auch das Prinzip der Paradoxie auf, das sich in der Erzählung mehrschichtig durchsetzt: 1. der Fischer (der Arbeiter) entspannt sich, indem er in seinem Boot döst, während der Tourist auch mitten im Urlaub die Hektik der Arbeitswelt nicht abzuschütteln vermag; 2. wer hier am meisten redet, sagt am wenigsten aus (was schließlich sogar dem Touristen einleuchtet, dessen Verhalten sich im Laufe dieser kurzen Begegnung von Aufdringlichkeit über leidenschaftliche Beredsamkeit zu totalem Schweigen entwickelt); 3. um das vom Touristen so nachdrücklich empfohlene, scheinbar nur über lange Jahre intensiven Arbeitseinsatzes zu erlangende Ziel zu erreichen, muß der Fischer im Grunde gar nichts tun.²

So werden die Voraussetzungen des Touristen und die Erwartungen des Lesers langsam, aber gründlich unterminiert. Das bedeutet aber nicht, daß die beiden Figuren als absolute Gegensätze anzusehen wären. Denn offenbar liegt jedem von beiden das Wohl des anderen am Herzen: „Der Fischer [...] klopft dem Touristen beruhigend auf die Schultern. Dessen besorgter Gesichtsausdruck erscheint ihm als ein Ausdruck zwar unangebrachter, aber rührender Kummernis.“ (*Vom Nullpunkt zur Wende...*, S. 202.)

Der Tourist ist demzufolge zwar eine Karikatur, aber keine ausschließlich negative. Eine gewisse Menschlichkeit wohnt ihm inne. Aber sie drückt sich vorwiegend im Rahmen materieller Erwägungen und des Gewinnstrebens aus. Daß er z.B. Traurigkeit empfinden kann, zeugt sicher von einem gesunden Gefühlsvermögen, aber diese Traurigkeit richtet sich an unangebrachte Objekte und Situationen: „Kopfschüttelnd, im tiefsten Herzen betrübt, seiner Urlaubsfreude schon fast verlustig, blickt er auf die friedlich hereinrollende Flut, in der die ungefangenen Fische munter springen.“ (S. 203)

Es wäre jedoch ungerecht, den Touristen einfach als einen im Profitdenken befangenen Materialisten abzustempeln. Denn es geht ihm letzten Endes nicht um materielle Dinge, da ihm doch nicht das Geldverdienen an sich, sondern eher die

² Das Fragwürdige am Gesichtspunkt des Touristen wird u.a. durch den charakteristischen Modus der Verbformen beider Männer weiter unterstrichen: Während der Tourist in wiederholten, durch den Gebrauch des Konjunktivs angedeuteten Hypothesen steckenbleibt („Sie würden [...]“), drückt der Fischer durch den einfachen Indikativ die wichtigste Tatsache des Textes aus: „Aber das tu ich ja schon jetzt“ (S. 203).

Möglichkeit, nachdem man viel verdient hat, nicht mehr arbeiten zu müssen, als Idealzustand vorschwebt. Um reinen Materialismus handelt es sich hier also nicht. Vielmehr zeigt Böll durch diese Figur die Absurdität einer Lebensauffassung, die so auf sich fixiert ist, daß sie die eigene Lächerlichkeit nicht erkennt: die Lächerlichkeit einer Weltsicht, die nicht in der Lage ist, sich ein Leben ohne ununterbrochene Aktivität vorzustellen, sondern eine Existenz entwirft, in der Arbeit nicht mehr nur Mittel ist, sondern zum Mittelpunkt, wenn nicht sogar zum Zweck schlechthin erhoben wird. Sicher könnte der Fischer, indem er den Ratschlag des Touristen befolgte, in eine Situation gelangen, in der er „beruhigt hier im Hafen sitzen, in der Sonne dösen – und auf das herrliche Meer blicken“ könnte. (S. 203) Aber wozu der Streß und die Hektik, da er doch gerade jetzt, und zwar ohne viel Geld verdient zu haben, das gleiche genießen kann? Die rastlose Geschäftigkeit, von der sich der Tourist nicht einmal im Urlaub befreien kann, und die er dem Fischer als Weg zum Glück preist,³ entlarvt sich als in diesem Zusammenhang sinnlos: Man kommt auch ohne sie – und zwar viel bequemer – zum Ziel.⁴

Und das macht einem „schick angezogenen Touristen“ ein „ärmlich gekleideter Mann“ von „der Westküste Europas“ (S. 202) deutlich. Zwar sagt der Erzähler nie direkt, daß es sich um einen Deutschen und um einen Portugiesen handelt, aber eine solche Assoziation liegt gewiß nahe. An wen denn außer den eigenen Landsleuten hätte Böll in einer am Tag der Arbeit im Norddeutschen Rundfunk vorgelesenen Erzählung appellieren wollen? Und an welches Land an der Westküste Europas würde man eher denken als an Irland, wenn man die im Text eingebetteten Klischees berücksichtigt? Wie dem auch sei, es geht hier in erster Linie um allgemeine Lebenshaltungen, die durch suggerierte, aber nie spezifisch ausgesprochene nationale (oder vielmehr geographische) Stereotypen bildhafte Form erhalten. Dem Touristen aus dem entwickelten Norden wird vom ‚naiven‘ Fischer aus dem wirtschaftlich benachteiligten Südeuropa eine Lektion erteilt. Aber dies ist keine allzu schwere, seriöse Geschichte. Böll will sicherlich etwas Wichtiges vermitteln, aber die leichte Ironie und die witzige Pointe stellen keine uneingeschränkte Verurteilung des Wirtschaftswunders und der Konsumgesellschaft der Ersten Welt dar. Vielmehr warnt er im spielerischen Tone vor Verdrehungen und Übertreibungen und vor der Blindheit

³ Zum Thema Arbeit als bestimmender, nicht reduzierbarer Kern der Identität des Individuums vgl. Kurt Marti: *Neapel sehen* (1965; in: *Vom Nullpunkt zur Wende*, S.117f.).

⁴ Auf das Thema einer selbstrechtfertigenden, sinnlosen Geschäftigkeit, die er als Merkmal der westlichen Industrieländer der Nachkriegszeit gesehen hat, ist Böll mehrfach gekommen: Man vergleiche z.B. die witzigen Kurzgeschichten *Der Wegwerfer* und *Es wird etwas geschehen* (1956) und *Der Bahnhof zu Zimpren* (1959).

einer einseitigen und ausschließlichen Hingabe an die Werte der Arbeit und des wirtschaftlichen Wachstums.⁵

Stand: 15.11.2000

William Webster ist Senior Lecturer an der Universität von Edinburgh in Schottland.

⁵ Das wirtschaftlich-soziale Klima der frühen sechziger Jahre war allerdings mit dem heutigen kaum zu vergleichen. Die Schrecken der ersten Nachkriegsjahre waren erst vor kurzem überwunden, und die Probleme späterer Jahrzehnte - Überkapazität, Arbeitslosigkeit, Umweltverschmutzung, Treibhauseffekt – lauerten noch unerahnt unter dem Horizont; die Vorstellung einer kontinuierlichen wirtschaftlichen Expansion schien vielen unproblematisch. In diesem Zusammenhang muß Bölls Erzählung auf manchen Leser (bzw. Zuhörer) etwas schrullenhaft gewirkt haben – was vom heutigen Standpunkt aus ihren Scharfsinn erhöht.